

GELOBT!

Ja Herr Dich
dich rühme ich,
dein Recht, durch mich
leucht es weit.

Horch, ein Ton -
gehorch ich schon,
Frage schmilzt
und Widerstreit.

Und gleich es dem
nicht wie wenn Lehm
den Töpfer: Was
sind du's zehnt?

Des ich verlang,
den ich empfang
zu Traum und Wahr
und Sicherheit.

All-um glühnd,
Goleucht aussprühnd,
schleierlos,
verhangbefreit -

Daß gelobt,
o daß umkränzt,
o daß gerühmt
er, und geweiht.

Jehuda Halevi
deutsch von Franz Rosenzweig

Neujahrsgruß

Allen Mitgliedern der Israelitischen Kultusvereinigung, allen Freunden und Bekannten in Deutschland wie im Ausland, sowie allen Juden in Israel und in der ganzen übrigen Welt, wünschen wir ein segensreiches, schönes und glückliches Neues Jahr.

לשנה טובה תכתבו

Dr. F. E. Bloch
Landesrabbiner

Vorstand und Ausschuß der
Israelitischen Kultusvereinigung
Württemberg und Hohenzollern

Es ist schwer, sich heute, nach all dem, was dazwischen liegt, eine Vorstellung von jenen Tagen echter jüdischer Selbstbesinnung und Selbstbekundung zu machen, die, wäre sie nicht von den schon damals wühlenden, aber nicht genug ernst genommenen Naziverbrechern zerschlagen worden, dem deutschen Judentum von innen her ein neues Gesicht gegeben hätte. Zum ersten Male in der Geschichte des deutsch-jüdischen Zusammenlebens, das ja mehr dunkle und traurige Kapitel aufwies als freundliche, trat das Judentum als selbständiger geistiger Faktor auf. Es wurde geachtet, angehört und mit Respekt behandelt. Die Presse bemühte sich, ausführlich, wenn auch nicht immer mit Verständnis, über die Reden Bubers zu berichten. In den Gesprächen im engeren Kreis, die fast jedem jener Vorträge folgten, ergab sich manche wertvolle und von suchendem Ernst erfüllte Zwiesprache über die Schranken der Bekenntnisse hinweg. Was heute, auf ganz anderen Grundlagen und von außen her, als ein Stück Versuch seelischer Wiedergutmachung, von den Organisationen für christlich-jüdische Zusammenarbeit, gegenüber dem kleinen Rest der in Deutschland ansässigen Juden versucht wird, war damals, im letzten Jahrzehnt vor dem Untergang, lebendige Wirklichkeit von innen her, in Frankfurt, in Stuttgart und anderen Orten, wo sich gleichfalls Lehrhäuser entwickelt hatten, oder wo von anderen Stellen Buber zu Vorträgen und Tagungen berufen wurde. Sogar ein in Stuttgart tagender Kongreß der Juden-Mission lud Buber zu einem Vortrag ein, der mit sichtlichem Respekt aufgenommen wurde.

Neben dieser Wirkung in die breitere Öffentlichkeit blieb die Kurtstätigkeit des Lehrhauses in dem naturgegebenen bescheidenen Rahmen. Aber es wurde eifrig Hebräisch gelernt, manche Israelis von heute legten dort die Grundlage für ihre Kenntnisse. Als Lehrer wirkten die Herren Fromm, Rabb. Dr. Auerbach, Plawner, Makowski. Letzterer wurde

mit dem Polentransport verschickt und ist ein Opfer der Verbrecherherrschaft geworden. Von anderen Kursleitern seien Rabb. Dr. Rieger, Oberrechnungsrat Meyer, Rabb. Dr. A. Schlesinger genannt. Falls ich Namen vergessen haben sollte, bitte ich die, denen es etwa auffällt, im voraus um Nachsicht. Als Vorsitzender fungierte nach Otto Hirschs Wegzug zuerst Rabb. Dr. Rieger, danach Dr. Emil Sander-Levi bis zu seinem Tod im Jahr 1937, als Stellvertreter Leopold Levi, der, über 90 Jahre alt, in New York lebt. 1936, also schon mitten in der Verfolgungszeit, war unter Mitwirkung von Buber und im Beisein von Otto Hirsch das 10jährige Bestehen des Lehrhauses feierlich begangen worden. Um diese Zeit wurden die Geschäfte des Lehrhauses und der ihm angeschlossenen Kunstgemeinschaft als einer Zweigstelle der von der Reichsvertretung, Buber, Ernst Simon u. a. ins Leben gerufenen Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung von Karl Adler geführt (bis 1933 Direktor des Stuttgarter Konservatoriums – seit 1940 in New York, wo er an der Yeshiva University die Musikabteilung geschaffen hat und leitet). Das Lehrhaus blieb bis zu seiner endlichen Zerschlagung die letzte und einzige, von der Gestapo geldete und natürlich scharf überwachte jüdische Organisation in Stuttgart, welche die Verantwortung für alle Veranstaltungen und Zusammenkünfte zu tragen hatte. Wenn ich recht unterrichtet bin, so überdauerte es die Kultusgemeinde selber, deren Geschäfte es weitgehend hatte übernehmen müssen. Ein gespenstisches Ende nach einem hoffnungsvollen und vielversprechenden Anfang! Indes, solange es in Freiheit wirkte, war das Stuttgarter Lehrhaus ein beachtliches Stück von der Bewegung, die als ein geistiges Wiedererwachen des deutschen Judentums – von Ernst Simon in seinem Buch »Aufbau im Untergang« (Mohr, Tübingen 1959) eingehend geschildert – in die Geschichte eingehen wird.

Esther Schwarz-Kaufmann, Zürich

Eine Berlichingerin erzählt

Ungefähr zwei Stunden von Stuttgart entfernt liegt zwischen Möckmühl und Mergentheim an der Jagst das Dorf Berlichingen, das durch den Stammsitz des Raubritters Götz von Berlichingen Popularität erlangt hat. Juden sollen sich spätestens zur Zeit des Götz, der in der Ansiedlung von ihnen eine Einnahmequelle sah, niedergelassen haben. Ein Teil soll über das Elsaß aus Spanien gekommen sein. Götz von Berlichingen soll sehr zufrieden mit seinen Juden gewesen sein; denn – so wird heute noch erzählt – als eine Delegation von ihnen bei ihm erschien und sich beklagte, daß sie keinen Friedhof hätten, um ihre Toten zu begraben, habe ihnen Götz von Berlichingen bereitwillig den Platz für den Friedhof unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Daraufhin haben auch die übrigen Juden der Gegend ihre Toten beerdigen können, und zwar die jüdischen Gemeinden Bieringen, Ernsbach, Olnhausen und Ornbarg.

Im vorigen Jahrhundert lebten ungefähr 80 bis 90 Juden in Berlichingen. Sie waren sehr betriebsam, lebten von

Landwirtschaft und Viehhandel und gaben dem Dorf ein eigenes Gepräge. Von mindestens 1860 an gab es zwei gutgeführte koschere Gaststätten am Platze, die auch viel von Bauern besucht wurden, da es dort guten Wein und guten Most gab. Das Gasthaus »Zum Lamm« gehörte Karl Metzger, und das »Zur Krone« hatte mein Großvater Moscheh Kaufmann inne. Dieser Großvater väterlicherseits ist in Flehingen geboren, war sehr befreundet mit den Familien Barth und Marx aus Freudental. Als eine der Familien Barth nach Berlin zog, übernahm mein Großvater aus Freundschaft zwei Vormundschaftsfälle, die Herr Barth betreut hatte; es sollen zwei Arztfrauen in Stuttgart als Kinder von meinem Großvater betreut worden sein. Diese Familie Kaufmann hieß in Flehingen Rohrbacher. Der Vater meines Großvaters starb früh, einem Mann namens Kaufmann gefiel der lebhaft Knabe Moscheh, der sehr religiös erzogen war und auch Mischmajoth lernen konnte. Er machte der Witwe Rohrbacher den Vorschlag, sie zu heiraten, wenn ihr Sohn seinen Namen annehmen dürfte.

Meine Urgroßmutter scheint einverstanden gewesen zu sein, denn der Namenswechsel wurde vorgenommen. Diese Geschichte hörte ich als Kind des öfteren erzählen und ich hielt sie eigentlich für erfunden; da ich aber Einsicht in die Berlichinger Familienstatistik nehmen konnte, die in der Israelitischen Kultusgemeinde Stuttgart in Fotokopien erhalten geblieben ist, konnte ich die Richtigkeit dieses Namenswechsels feststellen. Mein Großvater Moscheh heiratete mit 22 Jahren ein Fräulein Sofie Strauss aus Olnhausen, ein Mädchen aus einer sehr angesehenen und vermögenden Familie; leider starb sie, als mein seliger Vater erst 13jährig war, und hinterließ außer meinem Vater noch vier jüngere Kinder.

Mein Großvater väterlicherseits soll nun ein Sproß der aus Spanien eingewanderten Juden gewesen sein. Er trug den Namen Metzger, wahrscheinlich deshalb, weil er diesen Beruf ausübte. Im Gegensatz zu seinem Namensvetter Nachum wurde er der »schwarze Nuchem« genannt. Ein erhaltenes Bild zeigt ihn mit einer bestickten runden Mütze, hoch und oben flach, wie sie von spaniolischen Juden auch heute noch getragen wird. Die Metzgers waren auffallend schlicht und bescheiden in ihrer Lebensweise, aber stolze und aufrechte Juden, die sehr angesehen waren und gerne anderen halfen. So war die Scheuer meines Onkels, des ältesten Sohnes meines Großvaters, ständiges Asyl für jüdische Durchwanderer, die aus dem Osten kamen. Oft brachte dies meinem Onkel Schaden: Haarnadeln und andere Fremdkörper blieben im Heu, und das Vieh, das sie schluckte, mußte abgetan werden. Aber trotz dieser und anderer Unannehmlichkeiten war diese Scheuer offen für alle Flüchtlinge, die ankamen, und oft waren es große Familien, das Jüngste noch im Kinderwagen.

Berlichingen hat auch eine zionistische Erinnerung. Der gesamtdeutsche Bundestag der »Blau-Weiß«-Jugendorganisation hat im Jahre 1918 in Berlichingen stattgefunden, wobei ein großer Teil der Jungen in feldgrauer Uniform erschien. Zum ersten Male sahen Bauern junge sportgestählte Juden. Auf dem Kreuzberg oberhalb von Schöntal fanden

große sportliche Veranstaltungen statt wie Fußballwettkämpfe, Handball und Völkerballspiele, Stabwerfen und Seilziehen, zu denen die einheimische Bevölkerung als Zuschauer herbeiströmte. Jede Ortsgruppe hatte eine Scheuer besetzt und ihre Herkunft aufs Tor gemalt, so daß man lesen konnte, daß u. a. die Ortsgruppen von Fulda und Wiesbaden, Hamburg und Berlin, Mannheim und Stettin vertreten waren. (Vgl. letzte Pessach-Festschrift »Vor 45 Jahren in Berlichingen«.)

In Berlichingen lebte auch Familie Berlinger, die von Rabbi Akiba Eger abstammen soll und aus der verschiedene Rabbiner hervorgegangen sind. Ein Sproß ist Wolf Berlinger, der als Lehrer in Rexingen angestellt, einer der Initianten war, die Rexinger Juden geschlossen nach Erez Israel zu führen und die dann das Dorf Schawe-Zion gründeten, das im Scherz Schwabe-Zion genannt wurde. Es gab auch eine zionistische Hachscharah im Halsberg, einem Gut, das zum Fideikomiß derer von Berlichingen gehörte und das an meine Onkel Metzger und Herrn Baer in Künzelsau verpachtet war.

In Berlichingen gab es zu normalen Zeiten 30 Personen, die am Schabath zum »Lernen« zusammenkamen. Obwohl Herr Rabbiner Dr. Bermann-Heilbronn öfters in Berlichingen am Schabath predigte, soll die Gemeinde zum Rabbinat Mergentheim gehört haben; jedenfalls war Herr Rabbiner Kahn öfters als Mohel in Berlichingen. Die Juden waren sehr fromm und nahmen es genau mit der Erfüllung der Vorschriften. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie meine gute Mutter die – Petersilie belas, damit ja kein trefenes Blättchen in die Speisen käme. Nach Purim fing man an für Pessach vorzubereiten und zu »schütteln«. Die Geräte wurden ausgekocht und gesäubert, geglüht und gekaschert und, damit ja kein Chomez ins Haus kam, wurden Kartoffeln und rote Rüben in der Jagst gewaschen.

Heute ist von allem nur noch der Friedhof mit ungefähr 2000 Gräbern geblieben. Kein anderes Zeichen erinnert heute den jüdischen Besucher an diese einst so blühende Gemeinde.

Zwischen Elternhaus und Kinderheim

Jüdisches Pflegenest im Albert-Schweitzer-Kinderdorf

»Hier sind noch die von unseren Kindern hergestellten Dekorationen für unser Purimfest zu sehen«, erklärte der aus der pädagogischen Arbeit kommende, manuell geschickte Pflegevater, indem er den Besucher auf die bunt verkleideten Wände und Deckenteile des Gemeinschaftsraums weist. Das alles sieht lebhaft und freundlich aus – so wie das ganze, vom Keller bis zum Speicher voll ausgenutzte Einfamilienhaus wirkt. Es ist eines von den sechs Häusern, die, vor bald zwei Jahren errichtet, das Albert-Schweitzer-Kinderdorf bilden, am Rande des württembergischen Städtchens Waldenburg, nicht sehr weit entfernt von der alten Kreis- und Salinenstadt Schwäbisch Hall, die bis in die 30er Jahre Sitz eines württembergischen Bezirksrabbinats war.

Innere Organisation

In dieser noch neuen interkonfessionellen und übernationalen sozialen Einrichtung, ziemlich abgelegen von der großen Straße des Verkehrs, auf einem noch weiter nutzbar zu machenden plateauähnlichen Gelände, findet sich eine eigenartige und wahrscheinlich auch einzigartige Dorfgemeinschaft im wesentlichen von – Kindern. Jetzt sind es 72 an der Zahl, genau sechs mal zwölf, in drei evangelischen, zwei katholischen und einem jüdischen Haus untergebracht und von je einem jüngeren Pflege-Elternpaar (mit eigenen, vorstehend miteingerechneten Kindern) und jeweils einer oder zwei jungen Helferinnen betreut und versorgt. Diese Kinder, die grundsätzlich und offiziell im Alter von einem bis zu vierzehn Jahren stehen, sind größtenteils keine echten